

[Nachdruck verboten.]

21]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Am zweiten Osterfeiertage war's, da kam ein Brief vom kleinen Herz an den „Herrn Gymnasiasten Philipp Kaiser“.

„Lieber Philipp Kaiser! Also sollst Du mich nicht mehr wiedersehen. Ich hätte wenigstens noch gerne leben gewollt, bis wir's beide einmal mit dem Leben versucht gehabt hätten. Wir hätten doch etwas fertig bringen müssen, wär's zu keinem Fest gewesen und zu keinem Erfolg — eine Wirkung wäre doch dabei herausgekommen, irgendwie. Nun ist's nichts. Ich liege seit den Osterferien krank — und ich werde noch krank sein, wenn sie herum sind. Oder auch gar nicht mehr leben. Und weil Du mein Freund gewesen, und sonst gar keiner in der Schule oder hier, so will ich Abschied von Dir nehmen. Glaub nicht, es liegt an dem einen etwas. Gar nichts! Es liegt alles in der Welt nur am Gedanken. Und jeder Gedanke, der gedacht worden, lebt. Gedanken sind nicht wie wir Menschen. Wir sterben. Gedanken sterben nicht. Ich habe keine Schmerzen. Nur das Herz geht schwach. Und die Brust geht schwer. Aber dies könnte ja auch der Frühling sein. Wenn ich noch länger lebe, so komm einmal. Wenn nicht, so glaub mir, daß ich gar nicht traurig gestorben bin. Ich glaube an das, was ich gedacht habe, — und das stirbt ja nicht.“

Du kannst Dir ein paar von meinen Büchern heraussuchen, die Du brauchen kannst. Sollte sie mein jüngerer Bruder einmal nötig haben, so gib sie ihm wieder und gib ihm auch von Deinen.

Ich sterbe ganz gottlos, weil ich an den kommenden Gott glaube, der der Mensch ist. Lebe wohl!

Dein Joseph Löß Herz.“

Der Philipp hielt den Brief erst für einen Scherz. Was dem Herzchen einfiel! Aber dann ließ es ihm doch keine Ruhe, und die Gedanken und Vorstellungen drängten einander.

Der Philipp sagte der Mutter, daß er das Herzchen besuchen wolle und mit dem letzten Zuge erst heim käme. Es war nur eine Station weiter und keine große Ausgabe. Uebrigens hatte der Philipp Geld genug — es war ihm in letzter Zeit sehr gut mit den Zeitungsnotizen gegliickt.

Er fand den kleinen Herz im Todeskampfe. Er wehrte sich nicht sehr. Wie hätte sich sein schwacher Körper auch viel wehren können! Die Stube war voll von Leuten — die kleine Stube, in der es von zu viel Menschen und geringer Sauberkeit übel roch.

„Machen Sie doch ein Fenster auf!“ bat der Philipp den alten Herz.

Aber der hörte und sah nichts und wußte nicht, was er tat. Er lief wie ein Irrer herum.

„Sie sind sein Freund gewesen, Herr Kaiser. Sonst gar keinen Freund hat er gehabt. Gar keinen. Wer wollte der Freund von so einem Krüppel sein! Mein armer Joseph Löß! Ich hab mein Last mit ihm gehabt, seit er auf die Welt gekommen ist, und es hat nie aufgehört mit der Last. Nur einen guten Kopf hat er gehabt. Einen feinen Kopf! Weit und breit gibt's so einen feinen Kopf nicht mehr. Und nun muß er sterben — nun muß er sterben.“

Der Alte brach in heftiges Weinen aus. Der Philipp wußte nichts zu sagen.

„'s ist über Nacht so schlimm geworden. Er hat Ihnen einen Brief geschrieben — jeden Tag ein Wort — zwei, drei Worte, einen Satz. Vorgestern ist er damit fertig geworden — gestern haben wir ihn abgeschickt. Und hier hat er mir noch einen gegeben — einen zweiten Brief. Nicht für Sie. Aber Sie sind sein Freund gewesen, Sie sollen ihn lesen.“

Sie gingen zusammen hinaus in den kleinen Hof, und der alte Herz nahm das Papier aus seiner Brusttasche. Es war gefaltet und zusammengestellt.

„Nun ist er noch nicht tot, und ich mach schon sein Testament auf. Sein Testament ist's, ich weiß, sein Testament hat er gemacht.“

„Wollen Sie's nicht zulassen, Herr Herz?“

„Er wird sterben, ich weiß, er wird sterben, mein guter Joseph Löß. Und was hab ich an ihn gehängt, seit er auf der Welt ist. Und was für einen hellen Kopf hat er gehabt — von klein, klein Kind an. Aber die Krankheit. Die Krämpfe und das verküppelte Bein — und die schwache Brust. Jetzt hat ihn das Frühjahr gepackt — er wird sterben. Der Doktor hat alle Hoffnung aufgegeben — gleich von Anfang, wie die Lungenentzündung angefangen hat. Er wird sterben.“

Dabei entfaltete der alte Herz das Papier.

„Wenn ich begraben werde, soll niemand vom Gymnasium dabei sein — niemand von den Lehrern und niemand von den Schülern — sie sollen sich die Heuchelei sparen. Sie haben mich immer alle verachtet — ich habe sie doppelt verachtet — die Lehrer wie die Schüler — sie sollen nicht Liebe heucheln. Ich habe ihnen auch nie Liebe geheuchelt.“

Joseph Löß Herz.“

„Er hat immer seine Ansichten gehabt — 's wär ihm schlecht ergangen in der Welt — die Welt will keine Ansichten, die Welt will ihr Ruh haben. Und sie hat recht, die Welt. Die Welt ist nicht für die Menschen, die Menschen sind für die Welt. Mein armer Sohn! Ich werd ihn verlieren.“

Dann murmelte er ein paar hebräische Worte.

Sie gingen wieder in die Stube. Die Luft war zum Schneiden. Weiber standen herum und heulten.

„Aber er ersticht ja,“ jagte der Philipp.

Er schob die Leute beiseite und riß ein Fenster auf. Zetergeschrei. Aber ihm war's gleich. Ein paar flüchteten hinaus.

„Sie haben recht, Herr Kaiser,“ deklarierte der alte Herz. „Und Sie sind sein Freund gewesen — sein einziger Freund.“

Der Kranke stöhnte. Der Philipp trüffelste ihm ein wenig Wein auf die Lippen. Und er blieb bei ihm, bis in die tiefe Nacht.

Dann starb der Joseph Löß Herz mit einem schweren, abgesetzten Nöcheln. Der Philipp drückte ihm die Augen zu.

Die hebräischen Lamentationen begannen. Die Weiber klagten.

Der letzte Zug war weg. Der Philipp ging zu Fuß heim. Er ging in die Nacht hinaus, schwer, in unklaren Gedanken.

Er konnte es so gut begreifen, daß der kleine Herz gestorben war. Eigentlich hatte er immer gedacht, daß er bald sterben würde. Aber dennoch — was hätte er noch vor sich gehabt! Was hätte er noch vor sich haben können!

Ob wirklich seine Gedanken lebten?!

Und wenn sie falsch waren, ob sie dann auch lebten? Ob sie zu Irrtum führten oder Wahrheit — und ob auch der Irrtum nur in der Welt ist, um die Klarheit zu schaffen und auf einen neuen Weg zu weisen.

Was ist Wahrheit? fragte sich der Obersekundaner Philipp Kaiser. Er meinte eine Antwort zu wissen, eine große, fertige Antwort: Wahrheit ist leben. Sein ganzes Sein umgestalten zur Tat. Ganz darin sein — in Irrtum oder Wirrtum, in Wahrheit oder Klarheit — nur ganz darin sein.

Weiter kam er nicht. Um ihn lag die Frühlingsnacht. Sie hatte merkwürdige Stimmen. Die Brunnst von großen und kleinen Tieren schrie und stöhnte, forderte und verzweifelte. Bekannte und noch mehr unbekannte Töne. Aber man verstand sie alle. Sie wollten alle das eine und selbe: sich selbst. Jedes Geschöpf will sich selbst, so wie es seine Art und Natur, seine Notwendigkeit ist. Er, wie's ihn zwingt. Der Obersekundaner Philipp Kaiser sah das Leben klar.

„Es hat alles Wert in uns, auch wenn es nicht Recht hat. Das Recht ist gemacht — aber der Wert stammt von der Natur.“

So, nun war's gut. Wie schön war der arme kleine Herz gestorben! Wie schön hätte er noch leben können! Nun wob um ihn die Frühlingsnacht — nun blieb das für immer bestehen von ihm: dies Wehen und Wehen des April, in dem nur Anfündigungen sind, keine Erfüllung ist.

„Lebe wohl — Joseph Löß Herz! Du warst ein armer Jude und ein Krüppel — was bist Du ein schöner, reicher

Mensch geworden, der heil durch die Welt geht — und immer wiederkommt um die Osterzeit!“

Zum ersten Male kaisern dem Philipp die Tränen. Und er weinte sie hart und heiß in sich hinein.

17.

Zwei gute tapfere Primanerjahre. Ein volles Fühlen in frischen Trieben. Kraft, Ausdehnung und ein prachtvolles Selbstgefühl. Ich und die Welt. „Ich fordere mein Jahrhundert in die Schranken!“ Nichts zu schwer, kein Flug zu hoch — und von oben herab den Blick auf alle und alles. Der Schnurrbartflaum war nicht mehr ganz so weich — und über die Wangen schabte alle vier Wochen einmal ein Messer. Die Mutter meinte, das sei gar nicht nötig, aber der Philipp wußte es besser: es mußte geradezu sein.

Eine Sprechweise voller Schlagwörter, voller Kraftausdrücke. „Holl und ganz!“ Breit durch die Welt, mit Ellenbogen. Es wurde alles Ehren- und Männerjache — das Lernen und das Benehmen — was man entgegennahm an Lob und Tadel, und was man entgegnete. Ein wichtiger, ungeschriebener Coder — aber jeder Paragraph mit einer wichtigen Strenge und Sicherheit von allen gewahrt. Wehe dem, der es gewagt hätte, dagegen zu löden. Und doch war der Philipp ganz allein, ohne jede nähere Freundschaft; aber darin gehörte er ganz eng mit den Mitschülern und Kameraden — sie nannten sich nun gerne „Kollegen“ — zusammen.

Das kleine Herzchen war begraben — ohne Gymnasium, was den Direktor zu einer Moralpredigt veranlaßte, in der er die Unparteilichkeit und den Idealismus des verehrlichen Lehrerkollegiums betonte und die Schüler, die alle Schuld an der pessimistischen Auffassung des „lieben Verstorbenen“ trugen, zur Duldsamkeit ermahnte, zur Betätigung des wahrhaft christlichen Sinnes, seinen Nächsten wie seinen Bruder anzusehen und zu behandeln. Dann aber verfehlte er nicht, den Charakter des kleinen Herz zu zeichnen, und konnte es sich nicht versagen, was er wahrheitsgemäß und als Psychologe, als Kenner der Menschenseele und Erzieher und Bildner der Jugend nicht verhehlen konnte und durfte, die Schattenseiten seines Charakters und seines Wesens darzutun. Der Philipp kam sich feige und erbärmlich vor, daß er die Beschimpfungen seines Freundes ohne Protest anhörte. Aber er fühlte nicht die Kraft, das auszuführen, was er gerne ausgeführt hätte, dem Direktor entgegenzutreten. Er erlebte einen schlimmen Tag und eine böse Nacht. Dann war sein Entschluß gefaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zölibat.

Die zunehmende Häufung von Sittlichkeitsverbrechen im katholischen Klerus lenkt erneut die Aufmerksamkeit auf jene monströse Erscheinung, daß derselbe Staat, der in der Ehe die Grundlage geschlechtlicher Sittlichkeit und einen Schutz der Persönlichkeit als die erste Pflicht staatsbürgerlichen Rechts anerkennt, die organisierte und erzwungene Ehelosigkeit eines ganzen Berufs nicht nur duldet, sondern auch begünstigt, ohne im mindesten an den Nötigungsparagraphen des Strafgesetzbuches zu denken. Gerade weil das Gelübde der Ehelosigkeit in jungen Jahren geleistet wird, wo edlere Naturen leicht, vom Anblick des rohen, plumpen und schmutzigen Geschlechtslebens einer nur halb barbarischen Gesellschaft angewidert, im Zölibat eine reinere Form des Lebens zu finden glauben, wird der in jugendlicher Unbesonnenheit betätigte Entschluß für die Besten des priesterlichen Berufs eine furchtbare Quelle von Martern und Gewissensquälereien; die große Menge der Gemeinen findet sich auf andere Weise ab.

Der frühere bayerische Hygeaprofessor Otto Sidenberger, ein katholischer Modernist, erörtert jetzt in einem offenen Brief an den Münchener Erzbischof mit leidenschaftlicher Bewegung die Frage des Zölibats. Er ist seit neun Jahren nicht mehr Geistlicher, und hat sich bemüht, von der Kurie Ehebispens zu erhalten. Das wurde ihm verweigert; man drohte ihm statt dessen mit der Exkommunikation. Jetzt hat Sidenberger trotzdem geheiratet, und in seinem offenen Brief fordert er für seine priesterlichen Brüder eindringlich die Aufhebung des Zölibats. Er weist darauf hin, daß die orientalischen Priester der katholischen Kirche heiraten dürfen, und er zeigt alle jene Päpste und Bischöfe, welche das Gesetz des Zölibats gegeben haben und aufrecht erhalten, „der falschen Frömmigkeit, der Stausamkeit“. Er zeigt sie des „größten Verbrechens an unserem Volke: denn sie erniedrigen die Ehe, verwehren den frömmsten Söhnen des Volkes die Nachkommenschaft und bringen tausende frommer Frauen, statt ihnen das Glück der Ehe mit einem Priester zu gewähren, in entsetzliche Gefahren“. Und er ruft den Fanatikern des Zölibats zu: „Auf Eurem Boden gedeiht Heuchelei, Feigheit, Unkeuschheit, Keißei und Gewalt; auf

unserem Boden wächst Wahrheit, Tapferkeit, Keißei, Bildung und sittliche Freiheit; kurz: Euer ist der Pharisäismus, unser ist das Christentum.“

Der Kampf gegen das Zölibat aus den Kreisen des Klerus selbst, ist so alt, wie das Zölibat selbst. Je mehr es aber angegriffen wird, um so größere Bedeutung wird ihm beigelegt. Heute gilt in der klerikalen Theorie das Zölibat geradezu als das Hauptstück, als das tiefste Wesen priesterlicher Würde. Der Staat aber hat niemals den schwersten Eingriff in seine eigensten Gerechtigkeiten zurückgewiesen, ja er ist sogar der kirchlichen Ortodoxie in der Niederhaltung der auf Aufhebung des Eheverbots gerichteten Bestrebungen behilflich gewesen; so in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als in der Geistlichkeit eine starke Bewegung gegen das Zölibat entstand, die Papst Gregor XVI. in seiner Enghelika vom 15. August 1832 als eine „födisissima conjuratio“, als die scheußlichste Verschwörung verdammt.

Aber was ist das eigentliche Wesen des Zölibats, und wie wird seine Aufrechterhaltung begründet? Schließt das Eheverbot auch die geschlechtliche Enthaltsamkeit in sich, und warum wird sie gefördert? Darüber herrscht heute große Unklarheit, und die klerikale Doktrin hat ein ganzes Labyrinth unehelicher Spitzfindigkeiten angelegt, um Verwirrung zu stiften und die Ungeheuerlichkeit des Ausspruchs zu verteidigen. Denn der Widerspruch ist handgreiflich, daß die christliche Lehre einmal in der Ehe das größte Heiligum berehrt, zugleich aber ihren Geweihten diese Heiligung verbietet, als etwas für sie Beschmutzendes. Wenn aber gar das Zölibat das Gelübde der Keuschheit nicht einschloße, sondern nur das Verbot einer bürgerlich fesselnden legitimen Verpflichtung, dann würde das gar bedeuten, daß die Kirche für ihre Mitglieder die verruchte „freie Liebe“ und noch dazu in ihrer unsittlichsten, weit unwahrsten und jeder Verantwortung entäußerten Form zuließe. Die klerikale Wissenschaft muß geschichtlich und systematisch die Tatsachen aufs Keuferste verdunkeln, um sich aus den Widersprüchen herauszuwinden.

Es steht fest, daß die christliche Kirche in den ersten Jahrhunderten vom Zölibat nichts wußte. Dann setzten die Eheverbote ein, deren ewige Wiederholungen nur bewiesen, daß sie nicht gehalten wurden. Erst Gregor VII. versuchte das auf der Fastensynode von 1074 beschlossene Eheverbot streng durchzuführen. Es wurde den Priestern, Diakonen und Klerikern untersagt, Eheweiber zu haben und überhaupt mit Frauen zu wohnen. Geistliche, die beweist waren, sollten ihre Frauen unverzüglich verstoßen. Dieser Beschluß stieß auf den wildesten Widerstand der zumeist verheirateten niederen Geistlichkeit. Man warf dem Papst vor, er sei ein Keher, seine Lehre wahnfinnig, im Widerspruch mit dem Gebote des Apostels Paulus, daß die gewaltsame Forderung, nach Engelweise zu leben, nur Hurerei und Unreinheit entfessele. Man erklärte, lieber auf das Priestertum als auf die Ehe zu verzichten. Gregor aber drang auf Durchführung des Gebots. Die Geistlichen sollten ihre Ehefrauen davonjagen und niemand zum Priestertum zugelassen werden, der nicht ununterbrochene Enthaltsamkeit und eheloses Leben gelobe. Der Erzbischof von Mainz, Siegfried, wagte gar nicht, diese Zumutung an den Klerus zu stellen; er gab den Geistlichen Aufschub bis zu einem halben Jahre, um sich ehelos zu machen. Als er im Oktober 1074 endlich auf der Erfurter Synode die Durchführung des päpstlichen Befehls wagen wollte, entstand ein furchtbarer Aufruhr. Man solle, so wurde geschrien, den Erzbischof zum warnenden Exempel lieber totschlagen. Und Siegfried konnte die Gemüter nur beruhigen, indem er versprach, beim Papst die Rücknahme des Gebots zu erwirken. Gregor mußte dann ein Rundschreiben an die „Deutschen, Geistlichen und Laien“ erlassen, in dem aufgefodert wurde, daß man den Bischöfen, welche in die fleischliche Vermischung der Geistlichen einwilligten, den Gehorsam verweigere.

Die Absicht Gregors ist nicht zu verkennen. Wie immer man das Verbot auch auf seine asketische Geistesrichtung zurückführen mag, so war doch der Hauptzweck, den Klerus durch die Loslösung von der Familie ausschließlich an die Kirche zu fesseln. Und so geht denn durch die Geschichte des Klerus die ewige Erscheinung, daß man zwar die Ehelosigkeit mit den strengsten Mitteln aufrecht zu erhalten sucht, daß aber die Keuschheit durchaus nicht zu den unerläßlichen Priestertugenden gehört. Die Sittenliteratur aller Jahrhunderte quillt über von strogenden Schilderungen der ehelosen Mönchs-, Nonnen- und Pfaffenucht. Wir hören von Geistlichen, die als Heilige galten, weil sie sich mit einer Weiskläferin begnügten; von Bischöfen, die zwanzig vaterlose Kinder ihren Müttern hinterließen; von Nonnenklöstern, die den Rittern als Vorbelle dienten, so daß die Besitzer weltlicher Frauenhäuser über die geistliche unlautere Konkurrenz Klage führten. Man braucht nur heute in dem alten Rosolo-Lustgarten des Würzburger Bischofs zu Weiskhöchheim zu gehen, um noch immer die Luft heiterer, spielend lüsterner Lebenskunst zu atmen, in der sich ein üppiger Klerus gemeinsam mit jungen Jüngerinnen gefiel. Man mag an diesen Pamphleten noch so viel Ubertreibungen abziehen, das eine läßt sich nicht erschüttern: daß zwar die Ehe von Priestern schonungslos verfolgt wurde, daß aber Verflöße gegen die Enthaltsamkeit milde lächelnd verziehen wurden.

Und in der Gegenwart sieht es nicht anders. Die Pfarrersschöninnen sind in der Tat keine Erfindung der Witzblätter. Wenn es ein Geistlicher gar zu toll treibt, so daß sein Tun in der Gemeinde „Kergernis“ erregt, so wird er schlimmstenfalls in ein

anderes Dorf herseht. Als das Zentrum in der Bez. Heintze das Inferieren von „Summiartikeln“ unter Strafe stellen wollte, da hätten die in ihrem Geschäft bedrohten Händler nur die Adressen guter Kunden zu veröffentlichen brauchen, in deren keusche Dorf-einsamkeit höchst verschwiegene Sendungen aus dem großstädtischen Sündenpflanzel ebenso regelmäßig wie häufig flatterten. Auch Lichtenberger sagt in seinem „offenen Briefe“: „Jene Tausende von katolischen Geistlichen, welche das Gesetz auf andere Weise nicht halten, bleiben teils gänzlich straflos, teils erleiden sie nur vorübergehende Amtsentsetzung, im schlimmsten Falle kommen sie in ein Korrektionshaus . . . Und nun das Aergste: wenn ein verheirateter Mann Priester werden will, so ist es ihm nur unter der Bedingung möglich, daß sich seine Frau von ihm trennt und ins Kloster geht: er selbst darf aber dann eine Haushälterin zu sich nehmen; soweit hat sich die Kirche verirrt, daß sie dem Priester seine Gattin nimmt und dafür gestattet, daß ein anderes Weib bei ihm wohne.“

Ja, die katholische Moraltheologie macht es sogar den Gläubigen zur frommen Pflicht, die kleinen Anwandlungen des Fleisches ihrer Geistlichen liebend zu dulden und zu verschweigen. „Nur diejenigen, die sich am Skandal selbst freuen,“ sagt F. X. Linjemann in seinem Lehrbuch der Moraltheologie, „können ein Interesse daran haben, einen Priester, dessen Moralität im Wanken ist, vollends zum Sinken zu bringen und ihn dann seinem Elend zu überlassen. Eine Gemeinde, die ihre Priester ehrt, gibt damit nicht bloß einen Beweis ihrer eigenen Ehrenhaftigkeit, sondern sie hält auch ihre Priester moralisch aufrecht, sie ist ihnen eine Stütze und hat an ihnen dafür auch eine Stütze.“ Auch der Tübinger Anton Koch bezeichnet in seinem „Lehrbuch der Moraltheologie“ (Freiburg 1905) es als eine Pflicht der Gläubigen, daß sie gute Priester ehren . . . „und auch trotz physischer oder moralischer Gebrechen die Würde und den Charakter des Priestertums achten“.

Um den Charakter des Zölibats klar zu erkennen, sei endlich noch darauf hingewiesen, daß nur die Mitglieder von Orden, aber nicht die Geistlichen das Gelübde der Keuschheit ablegen. Warum dies Gelübde bei den Geistlichen unterlassen wird, das doch bei den höchsten Gliedern der Hierarchie, den Ordensbrüdern, eine solche Rolle spielt, wird nirgends erklärt. Und die Erklärungsversuche, wie sie zum Beispiel Nikolaus Gühr in seinem Werk über die „heiligen Sacramente“ (2. Auflage, Freiburg 1903) gibt, sind völlig unverständlich. Gühr berichtet, daß im 11. und 12. Jahrhundert den Ordinanden vielfach ein ausdrückliches Keuschheitsgelübde abverlangt worden sei; „seitdem dies nicht mehr der Fall ist, gilt der einfache Eintritt zur höheren Weihe des Subdialonats als tatsächliche und stillschweigende Ablegung eines feierlichen Gelübdes“. Warum wird nun aber bei den höchsten Weihen das Gelübde wieder verlangt?

Das Unterwändige wird verständlich, wenn man eben aus der Wirklichkeit die Tatsache abliest, daß das Zölibat nicht die Enthaltensamkeit einschließt, daß es also in Wahrheit die — freie Liebe mit erzwungener Ehelosigkeit bedeutet.

Im schlechten Gewissen dieser Praxis stellt nun die katholische Moraltheologie in der Theorie die Dinge auf den Kopf. Das Zölibat bedeutete nicht sowohl die Ehelosigkeit als die Enthaltensamkeit. Die Kirche habe zwar zeitweilig aus äußeren Gründen die Priesterehe gestatten müssen, aber nur unter der Voraussetzung der völligen Keuschheit in der Ehe. Und so wird die heutige Theorie des Zölibats zu einer krankhaft vertiegenen Schwärmerei für die Jungfräulichkeit und besonders der jungfräulichen Priester. „Zölibat heißt (so definiert Wegers und Weltes „Kirchenlexikon“) die für alle in den höheren Weihen stehenden Kleriker existierende Verpflichtung, im Stande der Ehelosigkeit die Keuschheit zu bewahren.“ Auch innere Sünden gegen die Keuschheit seien als Sakrilegien anzusehen. Das „Prinzip“ des Zölibats liege in der Virginität (Jungfräulichkeit) der Kirche selbst. „Die jungfräuliche Kirche will auch ein jungfräuliches Priestertum haben.“ Der jungfräuliche, von der Jungfrau geborene Hohepriester Christus habe die Kirche, „die sein jungfräuliches Leib geworden ist,“ gegründet und in ihr an die Stelle der fleischlichen die jungfräuliche Generation des Priestertums durch die Weihe gesetzt.

In der Verfolgung dieses „Prinzips“ wird dann die Jungfräulichkeit für das Erhabenste erklärt. Gührs vorhin genanntes Werk klingt in ein Preislied auf den jungfräulichen Priester aus: „Ehefurchtgebietend steht das katholische Priestertum in den Augen des Volkes nur da, so lange es die Himmelsblume der Reinheit, die zarte und duftige Lilie jungfräulicher Keuschheit in der Hand trägt. Diese bildet die kostbarste Fassung für den Edelstein der priesterlichen Würde.“

Mit diesem seraphischen Ueberflügelung steht nun die derbe Wirklichkeit in größtem Widerspruch. Ist die Doktrin von der Jungfräulichkeit aufrichtig gemeint, so versteht man ganz und gar nicht, warum dann dieselbe Kirche, die einen heiratenden Priester mit dem Bann belegt, bußsam zuschaut, wenn die duftige Lilie und der kostbare Edelstein in dem Schoß irgendeiner handfesten Köchin versinkt.

Die kirchliche Lehre wagt heute nicht mehr sich zu dem machtpolitischen Grund des Zölibats zu bekennen. Darum die säuselnde und himmelnde Theorie von dem jungfräulichen Priester. Was stürzt gerade diese Theorie in demselben Augenblick zusammen, wo bewiesen wird, daß die Kirche den unkeuschen Priester duldet, den verheirateten aber ächtet? Und dieser Beweis kann tausendfältig

geführt werden. Damit aber zerschellt jeder Rechtfertigungsversuch einer mittelalterlichen Verirrung, welche die menschliche Natur verstümmelt und beschmutzt; einen Strom sittlicher Entartung in das Gefühlleben und die Lebensführung unserer helleren Zeit ergießt; unter deren Zwang die durchschnittliche Gemeinheit in behaglicher Heuchelei gebeißt, die durch die ewig gepeitschte Phantasie krankhaft gesteigerte Sinnlichkeit die geistliche Nacht zu Vertreiben mißbraucht und edle, ehrliebe Idealisten ein Dasein hoffnungsloser Qual führen müssen.

Kleines feuilleton.

Das Ende des Rüstempels auf Philae. Als die Pharaonen auf dem Gipfel ihrer Macht die wunderbaren Tempel errichteten, die aus der mystischen Nilinsel Philae, die dem Kult der Isis gewidmet war, die Perle Aegyptens schufen, da dachten sie gewiß nicht daran, so schreibt Giovanni De Simoni in der „Lettura“, daß diese Kleinodien antiker Kunst, die so viele Jahrhunderte der Wut der Elemente und der Unachtsamkeit der Menschen widerstanden hatten, einst dem Gotte des Goldes geopfert werden würden, und gerade von denen, die sich mehr als alle anderen rühmen, Wunderer und Hüter antiker Kunst zu sein. Gerade die Engländer sind es, die den herrlichen Monumenten der unglücklichen Insel den Gnabenstoß geben, der einst so gefeierten Stätte. Und nur darum muß sie jetzt fallen, weil sie sich an einer Stelle befindet, wo zum Wohle Aegyptens der Wasserstand des Nils gehoben werden muß. Die Vorteile, die der Ackerbau aus dieser drakonischen Maßregel ziehen wird, sind unschätzbar. Denn wenn das groharte Becken der Stauung gesunken ist, so wird es durch die Erhöhung der Niloberfläche und durch die Ueberflutung der Insel Philae möglich sein, eine sehr ausgedehnte unbesetzte Strecke Landes zu bewässern.

Der einst so fruchtbare Boden war durch ein widriges Geschick und die Achlosigkeit der Menschen ein unfruchtbarer, von der Sonne verjagter Landstrich geworden. Wo das Wasser des Nils nicht hinlief, war alles fast, und die Sandmassen, die von der Wüste hergeweht wurden, bedeckten nach und nach auch die letzten bebauten Flächen, die von den armen Tag und Nacht arbeitenden Fellachen mittels Schläuchen, die sie vom Flusse herschleppten, bewässert wurden. Die alten Aegypter, die die befruchtende Eigenschaft des Schlammes kannten und schätzten, den der Nil von den abessinischen Bergen während der Regenzeit herunterbringt, hatten ihn kluglich ausgedeutet, indem sie ein dichtes Netz von Kanälen gruben, um mit dem Wasser des heiligen Flusses die von ihm durchströmten Gelände zu bewässern. Die Kanäle wurden durch Deiche geschützt, wenn der Nil seinen höchsten Stand erreicht hatte, um zu verhindern, daß die Wasser in das Flussbett zurückfließen, anstatt sich über die Gegend zu ergießen und den fruchtbaren Schlamm dort zurückzulassen. Auch die erobernden Römer vernachlässigten diese Quelle des Reichtums nicht, und noch heute sieht man in Aegypten die Spuren ihrer wasserbaulichen Anlagen. Aber die spätere byzantinische und muslimanische Herrschaft vernachlässigte alles wieder bis auf kurze Perioden Vesserung. Die Kanäle versandeten langsam, das Wasser des Nils fand den Weg nicht mehr offen, um sich auszubreiten. So verdorrten die Felder und wurden nach und nach eine Wüste des Wüstenlandes. Der Anbau blieb auf die Nilufer beschränkt; Hungersnot, Seuchen und Elend herrschten über das einst so reiche und mächtige Land.

Nach der Eröffnung des Suezkanals richtete sich die Aufmerksamkeit wieder auf die verborgenen Schätze, unter dem heißen Sande Aegyptens. England ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, hier einzugreifen, und stellte enorme Kapitalien zur Verfügung, um später Herr der Situation zu sein. Es ist nicht zu bestreiten, daß Aegypten sich in den letzten Jahren vollständig verwandelt hat. Straßen, Eisenbahnen, Häfen, öffentliche Gebäude, Bewässerungskanäle, große Schiffsanagen haben die Physiognomie des Landes gänzlich verändert. Der Handel hat sich gehoben, die Industrie beginnt zu wachsen, der Ackerbau dehnt sich rasch aus und in kurzem wird Aegypten ein wahrer Garten mit üppigen Ernten sein. Eine der wichtigsten Anlagen aus jüngster Zeit ist die Schleuse von Assuan beim ersten Katarakt, ein enormer Damm von 20 Meter Höhe, der 1960 Meter breit, den Nil überquert und aus großen viereckigen Granitblöcken erbaut ist. Er enthält 180 Öffnungen, die von festen eisernen Türen von 14 Quadratmetern geschlossen werden und durch elektrische Motore bewegt sind, um den Abfluß zu regeln. Zur Aufrechterhaltung der Schifffahrt hat man zur Seite dieser Schleuse einen Kanal eröffnet, der vier enorme zur Durchfahrt der Dampfer und Boote dienende verriegelbare Tore enthält. Die in dem kolossalen Becken gesammelte Wassermasse beträgt tausend Millionen Kubikmeter. Sie wird in den trockenen Monaten mit Hilfe eines ausgedehnten Kanalsystems auf das tiefliegende Gelände verteilt. Das angestaute Wasser ergießt sich über fast 200 Kilometer den Damm entlang und überflutet die Acker längs des Flussufers. Die nicht weit von der Schleuse liegende Insel Philae konnte dem Schicksal der Ueberflutung nicht entgehen, obgleich man den phantastischen Plan gefaßt hatte, ihre wunderbaren Kunstdenkmäler an einen anderen Platz zu versetzen. Schon tritt das Wasser des Nils ungehindert in das Häuschen aus der Römerzeit, wo früher die Touristen jenen sonderbaren Tempelschmuck bewunderten, der Sitten und Gebräuche

alter Zeiten darstellte. Ebenso sind viele Ueberreste der alten Stadt schon überschwemmt, ebenso wie die Tempel von Sator, von Sarendotes und von Aeskulap, wo die Säulen des berühmten Perkyllis aus dem Wasser herausragen, das den Fußboden schon bedeckt. Und obwohl sich der monumentale Festschmelz mit seinen riesigen Pilastern und mit seinem reich dekorierten Heiligthum, wo Hieroglyphen und eingemeißelte oder Relief-Figuren den geheimnisvollen Kult der Göttin darstellen, auf einem erhöhten Punkte der Insel befindet, ist auch er schon vom Wasser bedroht, das in die Höfe eingedrungen ist, und die Eingangsstufen bespült.

Noch ist die Leidenszeit der armen Insel nicht beendet. Seit zwei Jahren wird der große Damm erhöht, sodaß im Jahre 1912 die Oberfläche des Bassins von 14 auf ein Niveau von 21 Meter steigen wird. Die Aufnahmefähigkeit des ungeheuren Beckens und die Reichweite des Wassers wird damit um mehr als das Doppelte gesteigert. Das Wasser wird dann die Insel Philae vollständig überfluten und von all den berühmten Bauwerken wird man zu Zeiten hohen Wasserstandes nur die Bekrönungen der Tempel und die Säulenköpfe aus dem endlosen See herausragen sehen wie die Mastbäume eines gescheiterten Schiffes.

Und wenn während des niedrigen Wasserstandes die Flut sinkt, dann werden die mit Schlamm bedeckten Momente wieder erscheinen wie in einem aschfarbenen Mantel gehüllt, gleichsam als Vorspiel des nahen Todes. Denn wenn auch für Restaurierungs- und Fundamentierungsarbeiten zwei Millionen ausgegeben wurden, so schreitet das Zerstörungswerk des Wassers doch fort; früher oder später wird es vollendet sein und die Gebäude werden zerfallen. Leider ist der Tag nicht mehr fern, wo von der mythischen Insel Philae nichts als eine traurige Erinnerung und eine schwermütige Klage geblieben sein wird.

Literarisches.

„Das Leben im Dunkeln“. Die Schriften der taub-Blinden Akademikerin Helen Keller, deren Lektüre in gewissen literarischen interessierten Kreisen fast zur Mode geworden ist, haben sicher das Verdienst, mehr Verständnis für Methoden und Möglichkeiten der heutigen Blindenerziehung verbreitet zu haben. Jedoch handelt es sich bei Helen Keller um ein so außergewöhnliches Einzelfachial, daß leicht aus ihren Bekenntnissen falsche Schlüsse über die Gesamtheit der Blinden gezogen werden können, umso mehr, da ihre Bücher neben treffenden Ausführungen auch viel m. E. angelesene Portien bieten.

Von der Masse der Blinden, die zumeist dem Proletariat entstammen, kündigt ein blinder Dichter, der zugleich ein Dichter der Blinden ist. Ueber sein Hauptwerk seien mir, der selbst halbblind, einige Betrachtungen gestattet.

„Das Leben im Dunkeln“ (Roman von Oskar Baum, Verlag Axel Juncker, Berlin) nennt sich der umfangreiche Roman des im zehnten Jahre erblindeten jetzigen Musiklehrers Oskar Baum zu Prag. Das Leben einer Blindenanstalt, ihrer Pöglinge verschiedener Nationalitäten, ihrer Lehrer und Angestellten, der Anaben und Mädchen, kurz aller Zustände rollt sich vor uns ab. Bild auf Bild reißt sich an einander, zusammengelastet durch die Schicksale der Anstaltsbewohner, vor allem eine Gruppe intelligenter Blindler. Der Unterrichts in den verschiedenen Fächern mit seinen eigenartigen Methoden, die handwerkliche und musikalische Ausbildung wird dem Leser in anregendster Weise erläutert, so daß der Roman gleichzeitig eine vorzügliche Orientierung über das Blindenwesen für den Laien bietet.

Baums Stil ist lebendig, anschaulich, dabei klar und knapp, ohne unnötige Spracharabesken. Obgleich Bilder, die eng mit dem Sehen verbunden sind, zumeist fehlen, ist die Sprache reich an treffenden Vergleichen. Ein weiterer Vorzug Baumscher Kunst ist die feine psychologische Beobachtung, die scharfe Charakterisierung. Was für den Sehenden das Bild des Auges, das ist für den Blinden die Stimme. Daher sind auch Baums Gespräche oft kleine Kabinettstücke. Die Dialoge entwickeln sich ungezwungen, und doch wird in ihnen das Wesen der Sprechenden klarer gekennzeichnet als durch lange Beschreibungen.

Friede Ellmann, der Sohn eines Buchhändlers, schon von Geburt an kurzsichtig, erblindet infolge schwerer Augenverletzung bei einer Kauferei. Diese allmähliche Erblindung mit ihren psychologischen Wirkungen auf den Betroffenen und auf seine Angehörigen ist ein Meisterstück. Dann kommt die Anstalt, der erste Tag, Unterricht, Spiele, Ausflug, Jugendliebe, Wechsel der Lehrkräfte, verschärfter Gegensatz zwischen Lehrkörper und Schülern, besonders den Pöglingen über 14 Jahren, Entlassungen, Kleinkrieg, geplante Demonstration mit einer besonders gedichteten Revolutionshymne, Strafentlassung des Helben, Wiederkunft mit Gottin nach zehn Jahren. Diese Inhaltsangabe deutet die Reichhaltigkeit des Werkes an Epischen nur an. Es ist ein sozialpolitischer Roman, der dem Kämpfer in der Arbeiterbewegung ein ganz neues Gebiet der sozialen Reform erschließt. In den Schlusssprüchen zwischen Ellmann und dem Direktor Auß, der als Vertreter der modern denkenden Blindenlehrer anzusehen ist, wird auch der Zusammenhang zwischen Blindenfrage und sozialer Frage angedeutet. Friede erinnert ihn (Auß) daran, wie er schon als Lehrer immer offen von dem ewigen Geldmangel gesprochen hatte, an dem die Anstalt litt. Und von der Einsichtslosigkeit der staatlichen Funktionäre.

„Ja, wenn wir Militär wären.“ hatte er oft grimmig gebrummt.

Berantwortl. Redakteur: Hans Weber, Berlin. — Druck u. Verlag:

„Waffenrockknöpfe sind den Leuten wichtiger als unsere ganze Erziehung!“ Und wenn sich einmal einer mit einer verborgenen Gabel stach oder ihm ein Messerschäft in der Hand blieb, dann pflegte er zu sagen: „Wir werden doch mal eine Kanone abbestellen müssen, damit wir wenigstens für neues Vestied genug haben.“ (Seite 430.)

Baum schildert nur, „was ist“. In dieser Vermeidung einer aufdringlichen Tendenz liegt aber der große Wert des Buches als Kulturdokument. Gibt doch der Roman trotz aller erfundenen Handlung ein getreues Bild der jetzigen gesellschaftlichen Zustände im Blindenwesen, ein Bild, das an Mannigfaltigkeit und Treue nicht zu wünschen übrig läßt.

In jede größere Arbeiterbibliothek gehört das Baumsche Buch, aber vor allem, weil wir seit einem halben Jahre in Deutschland eine sozialistische Blindenbewegung mit einer Vierteljahrschrift in Punktschrift besitzen: „Die Neue Zeit“, Organ zur Pflege sozialistischer Weltanschauung unter den Blinden deutscher Zunge.“ Das Baumsche Werk kann überdies dazu beitragen, auch in proletarischen Kreisen Kenntnisse zu verbreiten, die vielleicht manchem durch Unfall erblindeten Arbeiter, manchem Proletariatskinde zugute kommen. Gerade in den Kreisen, aus denen naturgemäß die Masse der Nichtsehenden stammt, herrscht über die Blindenfrage die größte Unwissenheit, die nur zu oft die bedauerlichsten Folgen hat.

Nemo.

Medizinisches.

Das Gespenst des Lebendigbegrabenwerdens. Die Furcht, lebendig begraben zu werden, aus einem Zustand des Scheintods in einer hilflosen Lage wieder zu erwachen und dann auf die schrecklichste Weise endgültig umzukommen, hat sich bisher durch alle Bestrebungen der Aufklärung und durch die sorgsamsten Verordnungen nicht ganz beseitigen lassen. Zuweilen ergreift diese Angst, wenn sie durch entsprechende Schauererzählungen neue Nahrung erhält, wie eine Epidemie ganze Schichten eines Volkes und erfordert dann außerordentliche Bemühungen zu ihrer Veruhigung. In mittelalterlichen Zeiten mögen solche Besorgnisse auch nicht ganz unberechtigt gewesen sein, namentlich wenn Pest unter die Menschen kam und Tote und Sterbende in gleicher Weise möglichst schnell fortgeschafft wurden. Schon bei den Seuchen der neueren Zeit, die innerhalb Europas vorzugsweise von der Cholera veranlaßt wurden, dürften derartige Fälle zu den seltenen Ausnahmen gehört haben und auch nur in weniger zivilisierten Ländern vorgekommen sein. Für die Gegenwart und für gewöhnliche Verhältnisse wird die Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens von den Ärzten überhaupt abgestritten. Zu diesem Zweck veröffentlicht der „Lancet“ wieder einmal einen beachtenswerten Leitartikel. Vor allem wird die Frage gestellt, wie mit den erhobenen Anklagen die Tatsachen der ärztlichen Erfahrung vereinbar sein sollten. Seit einem halben Jahrhundert sind unzählige Sektionen von Toten vorgenommen worden, wobei es sich ganz sicher hätte herausstellen müssen, wenn in dem Körper noch Leben vorhanden gewesen wäre. Es muß glattweg als undenkbar bezeichnet werden, daß in so langer Zeit auch nicht ein einziger Fall dieser Art bekannt geworden wäre, wenn er überhaupt vorkäme. Dazu kommt, daß die Leichen für die Sektionen in keiner Beziehung ausgewählt werden, sondern Personen beider Geschlechter und jeden Alters umfassen, desgleichen alle Arten natürlichen und gewaltsamen Todes. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß die Gefahr eines täuschenden Scheintodes den Ärzten längst hätte offenbar werden müssen, wenn sie bei einer Todesart häufiger aufträte. Der Zustand einer totenähnlichen Starre des Körpers ist jedenfalls überhaupt sehr selten und dann immer durch Bedingungen ausgezeichnet, die den Arzt zur besonderen Vorsicht veranlassen werden. Ueberaus lehrreich sind die Erhebungen, die jetzt in Oesterreich mit Bezug auf die Totenbestattung während der letzten 50 Jahre statistisch angestellt worden sind. Seit dem Jahre 1860 besteht dort ein Gesetz, wonach ein Verstorbener vor dem Begräbnis wenigstens zweimal innerhalb 48 Stunden nach Eintritt des Todes durch zwei Ärzte unabhängig von einander untersucht werden muß und außerdem durch einen von ihnen noch einmal kurz vor dem Schließen des Sarges. Nun ist in dieser ganzen Zeit von 50 Jahren auch nicht ein einziger Fall vorgekommen, wo die Totenbestattung noch Spuren von Leben in den als tot bezeichneten Körper entdeckt hätten. In Wien hat man außerdem die Möglichkeit gegeben, die Toten noch längere Zeit in eigenen aus Marmor erbauten Hallen aufzustellen, wo sie bis zur Dauer von einer Woche bleiben können. Es ist aber noch niemals notwendig gewesen oder verlangt worden, diese Zeit auf mehr als fünf Tage auszuweihen. Es bleibt nun aber noch die Frage zu beantworten, woher denn die häufigen Erzählungen vom Wiedererwachen Toter entstehen. Die Erklärung lautet dahin, daß diese Geschichten entweder unberührt sind und im besten Fall auf Täuschungen beruhen, oder daß sie eine ganz einfache Deutung finden. Bezeichnend dafür ist ein Vorkommnis, das sich unlängst in einem kleinen Gebirgsdörfchen auf österreichischem Gebiete abspielte. Die Träger eines Sarges hörten in dessen Innern ein Klopfen, setzten ihre Last selbstverständlich sofort hin, worauf der Sarg mit möglichster Eile geöffnet wurde. Die Leiche fand sich darin in einem Zustande starker Verletzung und das Geräusch war nur durch einen Hammer verursacht worden, der aus Nachlässigkeit in dem Sarge zurückgeblieben war und sich beim Tragen hörbar bewegt hatte.

Verlags- u. Druckerei u. Verlagsgesellschaft Paul Singer & Co., Berlin S.W.